

## Jesu Weg über das wilde Wasser: Mt 14, 22-33

Jesus wollte allein sein, für sich, beten.

Ist man für sich, rückt die Welt von einem ab, für eine Zeit. Im Gottesdienst tun wir dies gemeinsam. Im gemeinsamen Beten kann ich dann für mich sein und doch in Gemeinschaft. Ich bin allein, doch nicht einsam. Ein ganz besonderes Wir bildet sich im Angesicht Gottes. Uns völlig Fremde können uns im Glauben, in Gott nah sein.

Wir wenden uns an Gott, das dürfen wir sehr wörtlich verstehen. Er ist schon immer da, und doch suchen wir ihn, versuchen, seine Gegenwart wahrzunehmen. Und wie kann man da nicht singen wollen!

Im bewegten Leben haben wir uns Gott ja auf viele Weise abgewendet, wie man aus dem Haus geht, arbeitet, sich unter Leute mischt. Schwierig und zur „Sünde“ wird es dann, wenn wir beginnen, ein Doppelleben zu führen, wenn eins dem anderen widerspricht.

Jesus geht einen Berg hinan, allein, nachdem er die Leute heimgeschickt hat, die ihm zugehört hatten. Wir denken an Zion, an den Horeb, und auch an den Ölberg. Es ist nicht die Höhe des Bergs, es ist die Nähe des Himmels, auf die es dabei ankommt.

Und dann, als bliebe er Gott nahe, kann Jesus auch auf Wasser schreiten, als wäre ein fester Weg. Er geht wie im Himmel auf anderem Grund. Wie Gottes Geist über unserem Denken erhaben ist. Es sind die gleichen Worte, aber sie haben einen anderen Grund. Das ist kein gefährliches Doppelleben, denn der Himmel und sein Wort dürfen ja mehr und mehr zum Fundament meines ganzen Lebens, meiner Seele werden.

So ist Gottes Geist keine menschliche Spiritualität. Ich habe meine Vorbehalte diesem schillernden Wort gegenüber. Ich bin skeptisch allem gegenüber, was durch fromme Meister uns einübbar erscheint. Es kommt auf die Begegnung mit Gott an, das ist nicht meins, das ist keine Fähigkeit. Gottes Wort kann ich mir nicht nehmen, mir aneignen, es von ihm lösen und dann anwenden wie eine Formel oder Technik. Ich kann es ihm nicht aus dem Mund nehmen, aber er kann es mir auf die Lippen legen, erzählt die Bibel in Ex 3. Er muss der Sprechende bleiben, in meinem Mund, aber sein Sprechen.

Petrus bekommt diesen Unterschied zu spüren. Vom schlingernden Boot aus gesehen ist es Wasser, das nur Boote trägt, aber keinen Schritt des Menschen. Er hatte sich gesagt: Das kann ich auch. Und er kann es nicht, so wenig der Mensch wie Gott ist, wenn er vom Baum der Erkenntnis von gut und böse nascht.

Doch dann legt sich der Wind. Selbst er hält inne.

Es ist Nacht. Die Welt um uns herum ist in Dunkelheit wie versunken. Da kann man sich gut Gott zuwenden, da ist man wie auf einem Berg, in ganz besonderer Weise für sich.

Gerade in Nächten wird viel aus ganzem Herzen geliebt. Da wendet man sich leichthin von allem ab, der Geliebten zu. So wird das Dunkel der Nacht zum Zelt der Zuwendung, der Geborgenheit. „Zur Mitternacht stehe ich auf, dir, Gott zu danken für die Ordnung deiner Gerechtigkeit.“ (Ps 119, 62)

Wenden wir uns Gott zu, erhebt uns das: Wir haben unsere Herzen erhoben zu Gott, feiern wir das Abendmahl.

Die Geschichte von Jesus und Petrus auf der stürmischen See ist voller Anspielungen, Andeutungen, Bezüge. Das macht die Größe der Geschichte aus, das zieht sich bis hin in unser eigenes Leben im Glauben und Zweifel, Hoffnung und Mutlosigkeit, über Jahrhunderte und Generationen und weite Wege entfernt und doch in größter Nähe zum selben Gott.

Man möchte die Geschichte, wie man heute sagt: „tiefenpsychologisch“ deuten. Das mag man tun, aber zu bedenken bleibt, es geht nicht nur um Gefühle.

Es geht um die Bestimmung meines Standorts: Wage ich es, Gott so sehr zu vertrauen, dass ich gewissermaßen über tosende Wellen einhergehe, als wäre es ein Gartenpfad?

Wenige Geschichten aus dem Evangelium sind derart bildreich wie diese Erzählung. Es ist eher unwichtig, darüber zu spekulieren, was „wirklich“ geschehen sein mag. Selbst wenn die Geschichte frei erfunden wäre, sie ist im wahrsten Sinn des Wortes „wunderbar“. Sie entfaltet ihre Wirksamkeit in unserem Glauben, der hier von verschiedenen Seiten her beleuchtet wird.

Da ist Jesus auf der Anhöhe vor Gottes Angesicht, das er nicht sieht und dennoch ihm ins Herz schaut. Dann die schwankenden Jünger in Angst und Schrecken. Wie sollten sie auch sehen, dass Gott ihren Rabbi trägt und ihm Halt gibt. Schließlich der vertrauende und zweifelnde Petrus, zu deutsch: „Fels“. Auf ihn kann man hier offenbar nicht bauen, er geht unter wie ein Stein. Auf diesen „Felsen“ kann die Kirche nur darum bauen, weil er selbst auf ganz andere Weise gehalten und getragen wird.

Wir dürfen unsere Furcht ablegen. Jesus von Nazareth ist Gottes Sohn. Dieses Geheimnis zu verstehen, muss man von Wundern erzählen und sie als solche auch gelten lassen. Die Furcht darf sich in Ehrfurcht wandeln.

Martin Grahl, Februar 2022